

SUSANNE LEINEMANN | Warteschleife

Das Buch

Nina vertraut sich den strengen Dating-Regeln ihrer amerikanischen Freundin Linda an, um endlich den ersehnten 1-Karäter an ihren Finger zu bekommen: Rede wenig, gib dich geheimnisvoll und verführerisch. Wild entschlossen lässt sie alle Widerstände gegen ihre schleichende Ent-Emanzipierung sausen und stürzt sich von einem Treffen ins nächste. Doch die Herren der Schöpfung haben im Großstadtschungel offenbar die gepflegten Paarungsrituale verlernt, denn Nina kann machen, was sie will – ihre männlichen Begleiter sind allesamt selbstverliebte Maulhelden ohne Benehmen. Schon haddert Nina mit ihrem Schicksal, da taucht plötzlich Enno von Rufenstein auf – ein äußerst zuvorkommendes, gebildetes und auch noch vermögendes Exemplar der Gattung Mann.

Beste Frauenunterhaltung – eine sympathische Heldin in der Warteschleife zum Glück!

Die Autorin

Susanne Leinemann, geboren 1968 in Hamburg, wuchs in Washington D.C. und Bonn auf und studierte in Jena Geschichte. Nach dem Studium an der Deutschen Journalistenschule in München war Susanne Leinemann Redakteurin bei verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften und ist heute Kolumnistin für die »Berliner Morgenpost«. 2011 wurde sie für ihre Reportage »Der Überfall« mit dem *Henri Nannen Sonderpreis* ausgezeichnet. Im Diana Verlag erschienen neben ihrem Debüt *Warteschleife* auch ihr zweiter Roman *Der Liebespakt* (2010) sowie in Zusammenarbeit mit Hajo Schumacher der Kolumnenband *Mamas & Papas: Wie wir täglich fröhlich scheitern* (2011). Die Autorin lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in Berlin.

Susanne Leinemann

WARTESCHLEIFE

Roman

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbuchneuausgabe 12/2011
Copyright © 2007 sowie dieser Ausgabe 2011 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion | Frauke Brodd
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München
Umschlagmotiv | © Les Arts Décoratifs, Paris / Jean Tholance
Herstellung | Helga Schörnig
Satz | Christine Roithner Verlagsservice, Breitenau
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pöbneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2011

978-3-453-35418-0

www.diana-verlag.de

KAPITEL 1

Gleich werden wir stehen bleiben und uns küssen. Mitten auf dem breiten Boulevard im nicht mehr ganz warmen Sommerwind auf dem Weg zu seiner Wohnung.

Zu dieser Zeit fahren kaum noch Autos. Die ersten frühen Vögel sind schon wach und zwitschern so laut, als würden sie dafür bezahlt. Am Horizont ahnt man ein Morgengrauen, und in seiner Hand knistert die Tüte von der Nachttankstelle. Für Frühstück ist gesorgt.

Tatsächlich, sein Arm legt sich um meine Hüfte, er schwingt einmal mit mir über den Asphalt, geübt wie ein Turniertänzer, die Hochhäuser um uns herum drehen sich mit. Seine Lippen kommen näher, ich spüre schon die Wärme seines Atems. Es könnte so ein perfekter Moment sein.

Leider habe ich keine Ahnung, wie der Typ heißt.

Mir dämmert irgendetwas Kurzes, Konventionelles. Frank, Peter oder so. Martini wäre auch ein guter Name für ihn, so viel wie er davon heute Abend in der Strandbar getrunken hat. Mein Name wäre demnach Fräulein Erdbeer-Daiquiri. Mr. Martini und Mrs. Daiquiri lernen sich an einem lauen Sommerabend in einer Strandbar an der Spree kennen, betrinken sich gemeinsam, beginnen ein Techtelmechtel und wanken nun zu Martini nach Hause, um die Nacht ausklingen zu lassen. Wie diskret das klingt. Dabei fällt das, was gleich in seiner Wohnung passieren soll, ganz klar unter Indiskretion.

Wenn man erwägt, mit jemandem zu schlafen, sollte man dann nicht zumindest seinen Vornamen kennen? Den Nachnamen verlange ich gar nicht. Aber ein Vorname ist ja wohl das

Minimum an Verbindlichkeit. Bin ich jetzt schon so weit, dass ich mit einem No-name ins Bett gehe?

Er hat sich vermutlich kurz vorgestellt. Aber ich fürchte, er hat seinen Namen genannt, als ich gerade in die Hocke ging, um unter meiner Strandliege das himmelblaue Schirmchen meines Cocktails zu suchen. Denn ich erinnere mich dunkel daran, wie ich beim Auftauchen murmelte: »Bin die Nina.« Das war dann offensichtlich die offizielle Vorstellungsrunde.

Ich muss mich wohl ein wenig weggedreht haben bei dieser ganzen Gedankenflut, denn jetzt legt er sanft, aber doch energisch die Hand um mein Kinn, zieht mich zu sich hoch und wir küssen uns.

Ein guter Kuss. Nein, ein wirklich guter Kuss. Würde sagen, wir machen das beide nicht zum ersten Mal. Sportlich ausgedrückt: Wir sind im Training.

Jetzt ruft er auch noch meinen Namen in den verebbenden Nachthimmel: »Wunderschöne Nina, Nina, Nina.« Es ist definitiv zu spät, ihn jetzt noch zu fragen, wie er eigentlich heißt. Wenn ich Glück habe, steht sein Vorname auf der Klingel.

Wenn ich allerdings Pech habe, steht da auch nur F. Martini. Dann kann ich entweder in einen 68er-Sozialarbeiter-Slang fallen – »Du, wollen wir beide noch frühstücken, ej?« Oder ich muss kumpeln. »Hey, Mann. Noch Kaffee im Haus?« Beides klingt grauenhaft.

Nicht, dass hier ein falscher Eindruck entsteht. Ich mache das eher selten – ich meine, mit einem Kerl, den ich kaum kenne, nach durchzechter Nacht mitzugehen, um Sex zu haben. Ich bin ja kein Boxenluder oder irgendeine andere dämliche Boulevard-Erfindung. Als Mittdreißigerin stecke ich auch nicht mehr in der verwirrenden Lebensphase, die man späte Pubertät nennt. Drücken wir es so aus: Ich bin schlicht eine Frau mit Bedürfnissen.

Außerdem ist dieser Mann wirklich, wirklich attraktiv. Und unterhaltsam ist er auch noch. Warum sich nicht den Spaß gönnen?

Was mich allerdings etwas ernüchtert, ist, dass der Unbekannte neben mir wirklich überhaupt keine Spur von Unsicherheit zeigt. Bei ihm sitzt jede Bewegung perfekt. Inzwischen hat er mich mit nur einem Griff unter seinen Arm geklemmt – wie damals der Sänger Pete Doherty die arme, ihm verfallene, drogenabhängige Kate Moss auf den Pop-Paarfotos, die um die Welt gingen. Sie kam mir darauf immer vor wie ein aus dem Nest gefallenes, verschlammtes Vögelchen. Er ist so geübt, dass ich mir jetzt doch Sorgen mache, ob er nicht so etwas wie ein semi-professioneller Aufreißer ist. Blitzt da in seinen Augen nicht Jagdfieber auf? Jetzt verdecken die längeren dunklen, fast schwarzen Haare seinen Blick. Vielleicht lässt mich nur die leicht gebogene Nase darauf schließen, sie erinnert mich an einen Jagdvogel. Er sieht wirklich unverschämt gut aus, groß gewachsen, in seinem dunkelblauen, halblangen Marinemantel. Und er weiß genau, seine Attraktivität einzusetzen.

Oh Gott, ich glaube, ich werde abgeschleppt.

Bis vor wenigen Monaten wäre allein dieser Gedanke undenkbar gewesen. Bis vor Kurzem war ich mir sicher, dass *ich* abschleppe, wen *ich* will. Dass man eine Frau wie mich gar nicht abschleppen kann, weil ich alleine entscheide, wen ich an mich heranlasse. Ich glaubte, ich hätte in Liebesdingen die Fäden in der Hand. Aber dann musste meine große Schwester heiraten – und mir vorführen, wie trostlos das Leben sein kann, wenn man sich zu lange etwas vormacht.

Beate war immer mein großes Vorbild. Als kleiner Meteorit bin ich ihr und ihrer gleißenden Kometenspur gefolgt – bis in diese große Stadt, in der Beate sich zuerst niederließ. Ich zog dann nach. Sie war für mich einfach die coolste Frau der Welt, ich genoss es, in ihrer Nähe zu sein.

Wie soll ich es erklären? Beate besaß einfach diese Aura. Wenn sie einen Raum betrat, und sei es im angesagtesten Club der Stadt, war es, als ginge ein leichter Windzug durch den Laden. Alle

Blicke folgten ihr. Sie durchquerte den Raum mit angeborener Grandezza, aber ihre Erscheinung war begleitet von dieser leichten Imperfektion, die einem Menschen ein Geheimnis und damit Unvergesslichkeit verleiht. Das Blond ein bisschen verrauchte, die Nase einen Tick zu lang, die Wangenknochen ungewöhnlich hoch.

In den ersten drei Jahrzehnten ihres Lebens lag meiner Schwester die Welt zu Füßen. Sie hätte alles und jeden haben können. Aber sie griff nie zu, ließ Männer und Jobs fallen, Jobs und Männer, einen nach dem anderen. Und plötzlich – fast über Nacht – verlor Beate ihren Glanz, ihre Ausstrahlung und erschien müde und gealtert. Ihr verrauchtes Blond wirkte nur noch matt, sogar ein bisschen ungepflegt. Auch Beate merkte bald, dass sich etwas verändert hatte. Sie bekam es mit der Angst. An ihrem jüngsten Geburtstag, dem vierzigsten, beschloss meine Schwester, schnell noch die Kurve zu kriegen und einen Mann zu finden, mit dem sie eine Familie gründen konnte.

Jetzt heißt sie Frau Pritzel, ist schwanger und wird sehr bald Mutter eines eineiigen, männlichen Zwillingspaars, das mithilfe einer Hormonbehandlung gezeugt wurde. Hormonbehandlungen sind ein Alptraum! Zwischenzeitlich sah es in ihrer Küche aus wie in einer Arztpraxis – überall Spritzen, Ampullen und Desinfektionstücher. Ich mochte dort nicht einmal mehr einen Kaffee trinken.

Als ich vor wenigen Tagen meine Schwester mit ihrem überdeutlich gewölbten Bauch vor einer Kinokasse stehen sah, an ihrer Seite der Gatte Rüdiger – ein Mann, den sie früher keines Blickes gewürdigt hätte –, da schwor ich mir hoch und heilig, niemals in diese fatale Lage zu geraten. Einen wunderbaren Liebhaber nach dem anderen in den Wind zu schießen, um am Ende den Rest meines Lebens mit einem Kerl zu verbringen, der mir nie gewachsen wäre. Was hatten sich die Männer um Beate bemüht und wie hatte sie sie am ausgestreckten Arm verhungern lassen! Aber als meine Schwester endlich zur Sache kommen wollte, als es um Familiengründung ging, da hatten sie alle das Weite gesucht;

alle, außer diesem traurigen, leptosomen Berufsschullehrer, der zu seiner eigenen Hochzeit einen Second-Hand-Frack getragen hatte. Nicht aus Finanznot. Aus Prinzip!

Aber benehme ich mich denn so anders als meine Schwester? Ich bin selbst weit davon entfernt, Ernst zu machen. Stattdessen beginne ich immer nur eine kurze Affäre nach der anderen, ohne Sinn und Verstand. Was tue ich zum Beispiel hier mit diesem gut aussehenden Kerl im Morgengrauen knutschend auf der Straße? Ein Kerl, von dem ich nichts, absolut nichts weiß? Weder sein Alter noch seinen Beruf, nicht einmal seinen Vornamen! Ich weiß lediglich, dass er sehr überzeugend den leidenden Ehemann aus einer japanischen Sitcom namens »Oni-yome Nikki« imitieren kann, der von seiner teuflischen Gattin unterdrückt wird, und genauso textsicher die moldawische Hymne schmettert.

Das wirkt zwar weltgewandt und kommt gut an, wenn man Frauen wie mich beeindruckt will, reicht aber kaum, um eine gemeinsame Zukunft darauf aufzubauen. Ich sollte mir nichts vormachen. Es ist alles wie immer. Schön, leicht, witzig und völlig verantwortungslos. Das mit Mr. Martini ist reiner Spaß und wird es auch bleiben, das spüre ich. Dafür habe ich nach all den Jahren einen seismographischen Sinn.

Seine Hand wühlt sich durch mein Haar, die Geste wirkt zärtlich. Er küsst mich in die Halsbeuge, flüstert »Schwanenhals«.

Schwanenhals ist hübsch. Das habe ich noch nie gehört. Aber ist es hübsch genug, um dafür meine Bedenken zu vergessen und mich einfach gehen zu lassen? Nur noch dieses eine Mal?

Er läuft jetzt ein Stück vor mir, hält dabei fest meine Hand und muss mich wie ein störrisches Muli hinter sich herziehen. Er spürt mein Zögern, aber er lässt nicht los, er will mich nicht verlieren. Ich bin die Ausbeute dieses Abends.

Jetzt dreht er sich um. Die Zigarette hängt souverän in seinem rechten Mundwinkel. Ich spüre einen Stich, weil er so schön ist. So eindeutig männlich.

»Was ist?«

»Wohin gehen wir eigentlich?«, frage ich so leichthin wie möglich. Jetzt bloß nicht alarmiert klingen.

Er grinnt. »Das treibt dich um, meine Königin? Hast du Angst, ich verschleppe dich in einen Plattenbau? Keine Sorge, es ist standesgemäß. Altbau, 120 Quadratmeter, mit Panorama-Blick auf die City und großer Dachterrasse.«

Du meine Güte, eine Dachgeschosswohnung. Eine echte Aufreißerbude!

Ich muss so eine Dachgeschosswohnung nicht gesehen haben, um zu wissen, wie es da drinnen aussieht. Das Bett ist so riesig, dass locker die Playboy-Häschen einer halben Saison dort herumtollen könnten. Trotzdem hat der Gute vermutlich nur ein Kopfkissen und eine Bettdecke. Denn niemand braucht ein zweites Kopfkissen zum Vögeln – und als Übernachtungsbesuch ist keine Frau dauerhaft eingeplant. Falls ich es doch wagen sollte, bis zum Morgen zu bleiben (den Kopf auf einem Couchkissen, den Körper unter einer alten Wolldecke, die er irgendwo hervorgekramt hat), dann, ich bin mir sicher, wird die schicke, superteure Espressomaschine für die zweite Tasse nervtötend lange brauchen, während die erste für ihn im Nu fertig ist. Singlehaushalte!

Im Übrigen sollte man das Frühstück bei Typen mit Dachgeschosswohnungen eh meiden. Sie laden einen nur dazu ein, um unauffällig die »Pille Danach« ins Müsli zu mischen. Und das, obwohl sie in der Nacht das Kondom schon doppelt übergezogen haben.

Wir bleiben stehen. Sein Arm reckt sich vor einem rosafarbenen Altbau in die Höhe. Ganz oben, mit riesigen Panoramafenstern, hinter denen ein warmes, gedimmtes Licht brennt, liegt seine verdammte Dachgeschosswohnung. Es zeichnen sich die Umrisse seines Hometrainers und seines vermutlich überdimensionalen Flachbildschirm-Fernsehers ab.

Ich schließe meine Augen und der Film unserer kurzen gemeinsamen Zukunft startet.

Er beginnt atemberaubend – Küsse, Umarmungen, verschlungene Leiber. Dann, nach kurzer Zeit, die ersten Anzeichen von Lieblosigkeit. Schon nach wenigen Wochen begrüßt er mich nicht mehr an der Tür, wenn ich ihn besuche, sondern bleibt lieber auf dem Sofa sitzen, um Fußball, Basketball, Golf oder was auch immer zu schauen. Ich sehe, wie ich mir plötzlich das Bier selbst aus seinem sauteuren, verchromten Hochleistungs-Kühlschrank holen muss, der bis auf Alkohol und zwei Tuben Senf immer leer ist. Wie ich dann seine dreckige Wäsche auf dem Designer-Sofa zur Seite schieben darf, um einen Platz neben ihm zu finden, während er weiter auf das Spiel starrt. Wie der Sex immer schneller und mechanischer wird. Wie wir dann eines Tages beschließen, dass es nichts wird mit uns. Und dann sehe ich, als letztes Bild, wie ich verheult aus der Tür des rosaroten Altbaus renne, vor der ich gerade stehe.

Die Wahrheit ist, ich habe keine Lust mehr auf dieses ständige Liebesaus. Mir fehlt die Kraft, auch nur ein klitzeklein wenig Mühe in einen Mann zu investieren, der nicht zu halten ist. Und mit einem Mann wie Mr. Martini ist es schon zu Ende, eh es richtig angefangen hat.

Mr. Martini ist so etwas wie der letzte Tequila in einer langen Reihe, den man besser nicht trinken sollte, weil man sonst zu Boden geht. Ich bin selbst überrascht, dass ich jetzt – mit 35 Jahren – zum ersten Mal etwas wie Erwartung verspüre. Ich will etwas von dem Mann, und damit meine ich nicht nur Sex. Warum sollte ich mit Mr. Martini ins Bett gehen, wenn ich schon vorher weiß, dass danach nichts mehr folgt? Ziehe ich Bilanz, muss ich zugeben, ich habe schon zu oft mit solchen Typen geschlafen. Ich bedauere das nicht. Aber es wäre jetzt die x-te Wiederholung. Ich brauche dieses Erlebnis nicht mehr.

Als ich meine Augen wieder öffne, merke ich, dass ich unbewusst meine Hände auf sein Gesicht gelegt habe. Seine Wangen und das Kinn sind leicht rau. Nicht zu viel, gerade so, dass es sich griffig anfasst. Ich küsse ihn ein letztes Mal, sehr lang und mit Ge-

nuss. Er schaut mich erstaunt an, hat wohl den Abschied geschmeckt.

»Ich gehe jetzt besser. Das mit uns hat keine Zukunft.« Dann drehe ich mich um. Wie soll ich es ihm denn auch erklären? Er würde es eh nicht verstehen.

Hinter mir höre ich ein gestammeltes »... wegen einer Dachgeschosswohnung?« Aber er rennt mir nicht hinterher, er lässt mich ziehen. Als ich mich nach hundert Metern umdrehe, steht er vor seinem Haus mit hängenden Armen, dann greift er in seine Tasche, zündet sich eine neue Zigarette an und schaut mir hinterher. Ich winke noch einmal kurz – so, wie man es aus weiter Entfernung tut, mit einer langen, rudernden Bewegung, die über dem Kopf endet, was irgendwie schlampig und doch reizend aussieht.

Komisch, ich fühle mich fast euphorisch. Dieses Mal habe ich widerstanden – das wird sich auszahlen. Manchmal muss man etwas Gutes aufgeben, um etwas Wunderbares zu gewinnen: den Mann fürs Leben. Jetzt muss ich lachen. Womöglich ist das zu hoch gegriffen. Sagen wir: den Mann für die nächsten Jahre, vielleicht sogar für das nächste Jahrzehnt. Sollte ein Leben daraus werden, wunderbar. Diesen Mann werde ich von nun an zielstrebig suchen. Keine Ablenkung mehr, kein kleiner Spaß für eine Nacht oder wenige Wochen. Ab heute mache ich ernst.

Und als Opfer, damit meine Mission erfolgreich enden möge, bringe ich dem Gott der Liebe diesen wunderschönen Mann dar, den ich ungeliebt stehen lasse: Mr. Martini oder wie immer er heißt.

»Schwanenhals, Schwanenhals«, hallt es leidenschaftlich durch die Nacht.

Nur ein hoher Preis ist ein guter.

KAPITEL 2

Alles wie weggeblasen, die ganze Euphorie. Ich sitze in der Betriebskantine unserer Firma und fühle mich schlecht. Dumpf. Verkater.

Wäre es doch nur ein echter Kater. Einer, der als Nachhall eines rauschenden Fests mit viel Alkohol bleibt. Dann würde ich mich mit einer überdimensionalen Jackie-Onassis-Sonnenbrille am Pförtnerdesk vorbeischieben und ein nahe gelegenes Schnellrestaurant betreten, um dort eine große Portion extra salziger Pommes und einen 0,5 l Schokoladenmilchshake zu bestellen. Und danach das Ganze in einem affenartigen Tempo verschlingen. Zwar wäre ich dann um den durchschnittlichen Tagesbedarf an Kilokalorien reicher, aber den Kater hätte ich überstanden. Kein Problem.

Aber dies hier ist ein Stimmungskater. Einer, den man verdient, weil man eben nicht gefeiert hat. Bei dem man Kopfschmerzen davon bekommt, sich vorzustellen, was man alles verpasst hat. Was für eine tolle Nacht das mit Mr. Martini noch hätte werden können. Ein Stimmungskater ist der Garant für richtig schlechte Laune.

Ich komme mir blaustrümpfig vor. Wie soll ich einen Mann finden, wenn ich mich mit dem anderen Geschlecht nicht mehr einlasse? Der schnelle Abschied gestern war vermutlich ein Fehler. Wer weiß, vielleicht wäre ja doch etwas wirklich Großes daraus geworden. Wenn es so weitergeht, sehe ich mich schon in kürzester Zeit in einem Single-Internetportal landen. Ich weiß genau, was dann in meinem Profil stehen wird. »Kinderzahl: 0. Kinderwunsch: ja.« So wie bei viel zu vielen anderen Frauen meines Alters.

Mit meiner Gabel stochere ich lustlos im Essen herum. Dinkel-lasagne mit Tofufüllung, dazu Rote-Beete-Salat plus Möhrenroh-kost. Seitdem Frau Schneider hier Küchenchefin geworden ist, werden die Firmenangehörigen mit Vollwertkost und Slowfood tyrannisiert. Selten war der Süßigkeitenautomat im Keller so be-gehrt wie in diesen schweren Tagen.

Unter Kollegen wird immer noch gerätselt, wie Frau Schneider an diesen Job in unserem Autokonzern gekommen ist. Hartnä-ckig hält sich das Gerücht, sie sei trotz ihres gutbürgerlichen Na-mens keine ausgebildete Köchin, sondern so eine Art alternative Quereinsteigerin. Man munkelt, sie habe früher zusammen mit anderen Linksautonomen in einem Bauwagen gelebt und dort aus einer Gulaschkanone Hausbesetzer, verfilzte Punks, verlore-ne Bürgersöhne und streunende Hunde mit Essen versorgt. Das Projekt nannte sich »Hells Kitchen«.

Dieses Gerücht wird angeheizt durch ein Photo, das Frau Schneider für jeden gut sichtbar an die Kasse gehängt hatte. Es zeigte eine viel jüngere Frau Schneider – ein Fräulein Schnei-der –, auf deren Kopf sich ein Berg hennaroter Dreadlocks türmt und die so viele Ohrringe im Ohr trägt, dass man unwillkürlich an einen Spiralblock denken muss.

Hinter ihrer Salatbar lächelt Frau Schneider selig. Sie ist ver-mutlich wieder besonders stolz auf ihr Menu. Egal, wie bewegt ihre Vergangenheit war, inzwischen sieht sie umwerfend aus. Ihr weißer Kochkittel fällt so elegant, als sei er von Karl Lagerfeld entworfen. Die Haare, ein mahagonifarbener Pagenkopf, sitzen ihr wie ein Helm auf dem Kopf. Frisch und gesund sieht Frau Schneider aus, aber es ist nicht die Apfelbäckchenfrische vom Lande, sondern diese souveräne Wellness-Gesundheit der Groß-stadt. Kein Wunder, dass man im Mutterhaus des Konzerns, weit weg im Schwabenländle, sofort bereit war, ihr auch ohne gro-ße Referenzen die Kantine hier im Außenposten in der Hauptstadt zu übertragen. Besonders nachdem Frau Schneider der Gattin des Vorstandsvorsitzenden zeigen konnte, wo genau deren Chi

fließt. Das ist kein Gerücht, Frau Schneider hat mir diese Anekdote selbst erzählt.

Aber Chi und Ying-Yang hin oder her, diese politisch korrekte Dinkellasagne kann ich unmöglich essen. Da weiche ich lieber auf den Getreidemilchkaffee aus und kaue verbissen auf den steinharten Vollkornamarettinis herum. Das Essen ist so trostlos wie meine Laune. Und natürlich haften die Vollkornkrümel besonders gut auf dem 250 Euro pro Quadratmeter teuren Stoff meines letzten Fehlkaufs, einer schlecht sitzenden Hose. Die ich heute Morgen als Notfall anziehen musste, weil meine Beine nicht mehr richtig rasiert sind. Meist kommt ja an solchen Tagen alles zusammen.

Was habe ich mir nur gestern gedacht? Bislang war mein Liebesleben doch im Lot. Gut, es hat nichts länger als ein paar Monate gehalten, aber egal – ich hatte in den Jahren eine Menge Spaß. Ich kann eine lange Serie romantischer Anfangsmomente vorweisen. Ein erster Kuss unter dem Esstisch meiner Eltern (ein Mitschüler), ein aufregender beim Interrail im Zug von Lyon nach Madrid (ein israelischer Backpacker), einen in der schwankenden Gondel bei Sturm auf dem Weg hoch zum Kleinen Matterhorn (ein Arzt im Praktikum), und so weiter und so fort. An Liebhabern hat es mir nie gemangelt. Aber wie fängt man den sogenannten Mann fürs Leben ein? Mit dem Lasso? Ich habe absolut keine Ahnung.

»Hi, Honey!«

Das kann nur Linda sein, unser Top-Trainee aus den USA. Sie nimmt für ein Jahr an unserem firmeninternen Austauschprogramm teil. Lindas Organ ist unüberhörbar. Ihre Stimme klingt wie Kaugummi mit Bonbongeschmack. Wie ein überzuckerter Donut. Es fällt einem als kultiviertem Europäer nicht schwer, sofort eine überhebliche Haltung gegenüber Linda einzunehmen.

Allerdings verging uns allen in der Firma der Hochmut, als Linda in den ersten vier Wochen nach ihrer Ankunft zwei ent-

scheidende Dinge erreichte. Erstens einen neuen, wichtigen Kunden für unser Unternehmen anzuwerben, der uns ab jetzt in Flottenstärke Autos abkauft. Und zweitens in Frau Schneiders Kantine Coke-Zero einzuführen. Das verschaffte ihr schlagartig Respekt.

Jetzt fokussiert mich Linda, knipst ihr Lächeln an und steuert entschlossen wie eine Kampfeinheit der US-Marines auf mich zu. Auch gut. Sie ist genau die Ablenkung, die ich jetzt brauche.

»Ich komme!«, ruft sie quer durch die Kantine. Einige der Kollegen drehen sich missbilligend um. Wegen ihrer Erfolge ist Linda nicht bei allen in der Firma beliebt. Auch Frau Schneider schaut ihr finster hinterher. »Imperialisten-Braut«, hat sie vor einigen Tagen über Linda gelästert. Sie kann es sich nicht verzeihen, dass sie ihr bei der richtungweisenden Coke-Zero-Frage nachgegeben hat.

Die abwehrenden Reaktionen scheinen Linda gar nicht weiter aufzufallen. Ihre kornblumenblauen Augen strahlen. Was für eine Farbe! Man muss an WC-Frisch und andere Hygieneartikel denken. Die Stupsnase – ist sie wohl operiert? – kräuselt sich beim Lächeln ein wenig, was süß aussieht. Wie immer hat sie den Make-up-Teint perfekt gewählt, ihre Haut wirkt weich und wunderbar rein. Linda trägt heute sehr dezenten Lidschatten und einen Hauch von roséfarbenem Rouge. Die Perlenohrringe links und rechts runden ihren sonst eher sportlichen Auftritt in eleganter Jeans und Bluse ab. Linda erinnert heute an eine First Lady, die zum Wochenendtrip mit Hund und Präsident nach Camp David fliegen will.

Erstaunlicherweise wird sie heute Abend, wenn sie die Firma verlässt, noch immer genauso taufrisch aussehen wie jetzt zur Mittagszeit. Egal, wie anstrengend der Tag noch wird.

Ich dagegen bin an harten Tagen schon um die Mittagszeit völlig zerzaust. Wird es stressig, habe ich die schlechte Angewohnheit, mit den Händen durch meine lockigen langen Haare zu fahren, sodass ich mich bald wie eine Reinkarnation von Janis

Joplin auf LSD fühle. Im Bett mag das wild wirken, bei der Arbeit sieht es einfach unprofessionell aus.

Jetzt setzt Linda sich an meinen Tisch. Sie nimmt mich prüfend in Augenschein.

»Du siehst ... nicht gut aus«, sagt sie nach einer kurzen, ernsten Betrachtung meines Gesichtes. Linda spricht perfekt Deutsch. Sie hat sich in kürzester Zeit unsere Sprache tagsüber mit Hochleistungs-Sprachkursen und nachts mit Sprachkassetten ins Gehirn gepresst. Allerdings konnten weder die Lehrer noch die Kassetten einen schweren Akzent verhindern. Deshalb klingt eine Stadt wie Heidelberg in Lindas Aussprache eher nach einer Obstsorte als nach einer liebenswerten Studentenstadt im Süden.

»Du siehst nicht gut aus.« Für eine Frau, die sonst jedes Gespräch mit einer standardisierten »How-are-you?-Thank-you-fine«-Konversation beginnt, ist das ein ziemlich offenes Wort. Entweder sehe ich wirklich elend aus an diesem Mittag, oder der deutsche Hang zur schonungslosen Ehrlichkeit – egal ob man die Wahrheit gerade hören will oder nicht – färbt nach vier Monaten Aufenthalt auch auf Linda ab.

Statt zu antworten, lasse ich meinen Kopf melodramatisch auf die Platte des Kantinentisches sinken. Sie versteht meine internationale Geste der Verzweiflung. Linda ergreift aufmunternd meine Hand. »Die Männer?«

Ich nicke, ohne hochzusehen; vermutlich schabe ich mit meiner Stirn gerade alte Essensreste vom Tisch. »Was mache ich bloß falsch?«, frage ich verzweifelt. Die Antwort folgt prompt.

»Alles, Darling.«

Sanft hebt Linda mit ihrer einen Hand meinen Kopf von der Tischplatte, während sie ihre andere Hand in mein Blickfeld schiebt. Da ist er wieder, ihr Verlobungsring. Er thront unübersehbar auf dem Ringfinger. Die Karatzahl des Diamanten ist erschreckend hoch. Es muss anstrengend sein, diesen Ring täglich zu tragen. Allerdings bin ich mir sicher, Linda hat sich seit ihrer Pubertät mit einem speziellen Hand-Workout auf diese Phase

ihrer Lebens vorbereitet. Sie kann mit ihrem gestählten Ringfinger vermutlich locker eine Bierflasche aufhebeln. Man muss wissen, Amerikanerinnen lieben ihren Verlobungsring über alles. Er bedeutet ihnen mehr als später der Ehering. Vermutlich, weil die Vorfreude auf die Ehe immer ungetrübter ist als die Ehe selbst.

»DAS HIER«, jetzt schlackert sie so dramatisch mit ihrem Diamanten hin und her, dass ich in Sorge um ihr Handgelenk bin, »ist das Größte. Aber, Nina, mach dir nichts vor. Man bekommt so einen Verlobungsring nicht einfach an die Hand gesteckt. Diesem Antrag ging ein hartes Stück Arbeit voraus. Glaubst du, mein Greg wäre freiwillig, aus reiner Hingabe, hoch über Kansas vor mir niedergekniet und hätte mich gefragt, ob ich seine Frau werden will? Ohne dass ich ein bisschen nachgeholfen hätte? So zu denken ist naiv.«

Greg, auch der feuerrote Greg genannt, ist Börsenmakler an der Wallstreet. Er hat vor einem halben Jahr in einem Heißluftballon hoch über den Weizenfeldern des Mittleren Westens um Lindas Hand angehalten. Der Antrag wurde von Gregs Bruder so penibel dokumentiert wie ein Verkehrsunfall für das Lehrbuch des ADAC – es gab neben Hunderten von Photos auch ein Videoband. Inzwischen habe ich das Video schon mehrmals angeschaut, Linda zwingt alle ihre Gäste dazu. Auf verwackelten Bildern sieht man, wie das Gefährt mit einer »Miller Beer«-Werbung auf dem Ballon über endlos flache Weiten treibt, während Greg im Korb vor Linda auf die Knie sinkt, die Schmuckschatulle aus seiner Tommy-Hilfiger-Windjacke holt und sie (nur mimisch zu sehen) fragt, ob sie seine Frau werden wolle. »Yes, I will marry you«, hatte Linda daraufhin laut gerufen, was sogar trotz des lauten Fahrtwindes, der am Mikro der Kamera ein Dauerrauschen verursachte, auf dem Videoband deutlich zu hören ist. Als Dank für die Antwort gab es den teuren Ring.

Jetzt ist Linda richtig in Fahrt. »Honey, wir Amerikanerinnen gehen die Liebe strategisch an. Du musst einen Plan verfolgen und genau überlegen, was er beim nächsten Date sagen, tun und sogar

denken soll. Du darfst keine Fehler machen, du musst immer die Fäden in der Hand behalten – und ihn trotzdem in dem Glauben lassen, er bestimme das Geschehen. Mein Greg ist mir, ohne es zu wissen, immer brav gefolgt. Alles geschah so, wie ich es vorgesehen hatte – ein erstes Date im Restaurant, ein romantischer Abend am Hudson River, der Besuch bei seiner Mutter in Idaho. Und dann der Antrag. Das war mein Plan. Er ist aufgegangen!«

Über Lindas sonst so aufgeräumtes Gesicht huscht ein dämonischer Schatten. In ihren Augen flackert etwas auf, was weniger an Liebe als an Macht denken lässt. Etwas Dunkles. Es steht ihr.

»Das klingt nicht sehr romantisch«, sage ich mit kläglicher Stimme.

»Ach, Darling, vergiss doch für einen Moment die Romantik. Ich weiß, ihr deutschen Frauen seid ja ganz versessen darauf. Und wenn ein schöner Mann in einem Cabrio hier vorgefahren kommt und leidenschaftlich deinen Namen ruft, um dich zu seiner Frau zu nehmen – Darling, ich wäre die Letzte, die nicht zu eurer Hochzeit kommt und sich freut. Aber im Moment sieht es nicht danach aus. Im Gegenteil.«

Sie lehnt sich zurück und sieht mich mit diesem halb mitfühlenden, halb spöttischen Blick an und fragt: »Wie viele?«

»Wie viele was? Männer? Ich habe sie nicht gezählt.«

»Unsinn – Männer! Wie viele Anträge?«

Mein verblüffter Gesichtsausdruck muss mich wohl verraten, denn sie bohrt ihren giftigen Pfeil noch tiefer in meinen Schmerz: »Hast du etwa noch keinen einzigen Hochzeitsantrag in deinem verdammten romantischen Leben erhalten?«

Sie hat recht. Nicht einen.

Kein Mann hat jemals vor mir gekniet und darum gebeten, den Rest seines Daseins mit mir verbringen zu dürfen. Ehrlich gesagt hat bislang noch nicht mal einer um das kommende Jahr gebeten.

»Nina, es wird Zeit, dass du die Spielregeln diktierst. Was du brauchst, sind die ...«, jetzt beugt sie ihren Kopf verschwörerisch zu mir und flüstert, »... *rules*.«

Ich schaue sie erstaunt an. Das soll ihre Lösung für mein Problem sein? *Rules*? Das sind doch diese Dating-Regeln aus Amerika, von denen man ab und zu in einer Frauenzeitung liest. Sie regeln alles zwischen Mann und Frau – wo, wann und wie man sich trifft, was man dann redet, ab wann mehr als Reden erlaubt ist und wo man als Frau sofort eine Grenze ziehen sollte. Wenn ich diese *rules* irgendwo lese, sehe ich immer Doris Day im Petticoat vor mir. Ich gebe zu, einmal habe ich ein Taschenbuch gekauft – es war so unglaublich günstig und ich hatte eine lange Bahnreise vor mir –, in dem diese *rules* erläutert wurden. Aber schon nach wenigen Seiten habe ich das Buch wieder weggelegt. Als ob man mit einem abgekarteten Spiel die große Liebe vor den Altar schleppen könne, dachte ich damals, das wäre doch absurd. Und heute? Finde ich es immer noch absurd, bin aber reifer und somit desillusionierter. Es war wohl ein Fehler, das Buch damals in einem Anfall von jugendlichem Leichtsinn im Zug liegen zu lassen.

Nein, Nina, ermahne ich mich selbst, mach dir nichts vor. Diese amerikanischen *rules* sind nicht der Ausweg. Denn sie klappen hier einfach nicht. Ich erinnere mich zum Beispiel an eine Regel, die lautete: Ruf ihn nach dem ersten Date niemals an. Er muss sich bei dir melden. Was für ein Quatsch! In diesem Land verreckt man als Singlefrau eher neben dem Telefon und wird Jahre später mumifiziert aufgefunden, als dass das Telefon klingelt. Die Männer in Deutschland sind einfach nicht mehr gewohnt, sich um eine Frau zu bemühen.

Das sage ich Linda auch so. Sie glaubt mir nicht. Abwehrend schüttelt sie den Kopf. Ich würde jetzt sicher übertreiben.

»Soll ich dir mal den typischen Abend einer deutschen Singlefrau erzählen? *Ich* entdecke einen hübschen Mann in einer Bar, *ich* spreche ihn an, *ich* lenke unterhaltsam die Konversation, *ich* bezahle beim Hinausgehen unsere Getränke. Wir gehen gemeinsam in *meine* Wohnung, *ich* stelle die Kondome und gebe oft sogar eine Position beim Sex vor. Und als Dank lässt sich der Kerl

nie wieder sehen. Oder ich will ihn niemals wieder treffen, weil mir spätestens am nächsten Morgen klar wird, was für ein Weichei in meinem Bett gelandet ist.«

Linda nippt betrübt an ihrer Coke-Zero. »Ich wusste, dass es schlimm ist bei euch. Aber so schlimm?«

Wir schweigen beide eine Weile. Mein Getreidemilchkaffee ist lauwarm und damit untrinkbar. Was für ein verkorkster Tag.

Gerade will ich mich mit meinem unlösbaren Problem für heute abfinden, da richtet Linda sich auf, fixiert mich und zeigt mit ihrem manikürten Finger samt falschem Fingernagel pikend auf mich – wie auf diesem berühmten amerikanischen Plakat, wo Uncle Sam mit Sternenbanner-Hut und gestutztem Bart den Blick und den Zeigefinger wild entschlossen auf einen richtet. Hat ihr niemand beigebracht, dass man nicht mit dem Finger auf andere Leute zeigt?

»Ich werde eine Vorauswahl der *rules* für dich treffen, die auf eure kulturellen Eigenheiten Rücksicht nimmt. Vier Monate wohne ich jetzt in Deutschland, glaub mir, Darling, ich kann das einschätzen. Die *rules*, die hier nicht klappen, lasse ich weg. Versprochen.«

»Und was zum Beispiel?«, frage ich.

»Ich verlange keine Nasenoperation von dir. In den USA hättest du allerdings mit dieser Nase schlechte Chancen.«

Also, ich mag ja mehrere Problemzonen am Körper haben, aber die Nase gehörte bislang nicht dazu.

Linda schenkt meiner säuerlichen Miene überhaupt keine Beachtung. Stattdessen hebt sie ihr Coke-Zero-Glas und verkündet feierlich: »Nina, ich verspreche dir: Mit meinen ausgewählten *rules* mache ich dich wieder zu einer richtigen Frau. Und damit findest du garantiert einen richtigen Mann. Allerdings braucht es ...« – Linda lehnt sich zurück und schaut mich skeptisch an – »... von deiner Seite aus ein bisschen Disziplin und Kontrolle.«

Kontrolle klingt gut, denke ich. Denn es wird Zeit, dass ich mein Liebesleben genauso unter Kontrolle habe wie den Rest

meines Lebens. Es ist doch absurd: Meine Karriere als Lobbyistin eines Autokonzerns verfolge ich zielstrebig, die nächsten großen Berufsziele sind längst skizziert und auch meine Rentenversicherung ist für die nächsten dreißig Jahre geklärt. Nur bei Männern tappe ich in die immer gleiche Falle: Jedes Mal ist es so, als würde ich mich zum allerersten Mal in meinem Leben verlieben.

Bin ich nicht wert, begehrt und umworben zu werden? Ich bin eine Prinzessin wie all die anderen Frauen da draußen. Eine moderne Großstadtprinzessin. Warum buhlen die Männer nicht um mich? Bekämpfen sich in einem Turnier vor meinen Augen? Und am Ende darf ich mit einem arroganten Fingerschnipp einen nach dem anderen aussortieren, bis der einzig Wahre übrig bleibt.

So müsste es sein. So wird es werden, ich schwöre es mir. Ich blicke Linda entschlossen in die Augen. »Ich werde bald auch so einen wunderbaren Verlobungsring am Finger tragen«, erkläre ich mit fester Stimme.

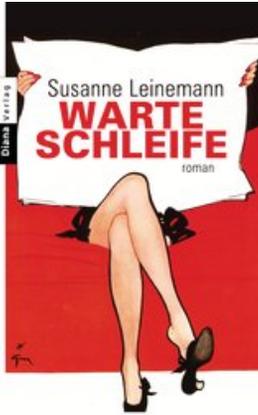
»No problem«, antwortet Linda, »du musst dich nur an meine ganz persönlichen *rules* halten.« Dann grinst sie so breit wie Ivana Trump, die gerade eine Lieferung Versace-Haute-Couture-Kleider geliefert bekommen hat – als Werbegeschenk natürlich.

KAPITEL 3

Nie wieder, denke ich fluchend, nie wieder werde ich meiner Schwester anbieten, ihr beim Kauf der Babyausstattung zu helfen. Ich stehe verloren mit einem vollbepackten Einkaufswagen in einem der Gänge eines riesigen Babyfachmarktes. Offensichtlich bin ich hier bei den Brustpumpen angelangt. Um mich herum stapeln sich Packungen, auf deren Rückseite Brüste zu sehen sind, die von Mutterhand in eine Vakuumpumpe geschoben werden. Trotz Weichzeichner schaudert es mir bei dem Anblick. Ich wage gar nicht, mir den nächsten Schritt auszumalen.

Eigentlich lautet mein Kampfauftrag, einen Wollpuck zu finden. Ich habe keine Ahnung, was genau ein Wollpuck sein soll. Wenn ich meine Schwester richtig verstanden habe, dann ist ein Wollpuck so eine Art gestrickte Tüte aus warmer Wolle, in die man die Babys zum Schlafen einfach hineinstopft («Nicht stopfen, Nina, pucken«, würde mich Beate an dieser Stelle ermahnen), nur den Kopf nicht, der bleibt natürlich draußen. Dann zieht man die Stricktüte auf Brusthöhe zu – voilà, das Baby liegt warm. Allerdings ist von einem Wollpuck weit und breit nichts zu sehen. Von einer Verkäuferin auch nicht.

Jetzt schiebe ich den Wagen an einer Armada von Töpfchen und bunten Kloaufsätzen vorbei. Kaum zu fassen, es gibt tatsächlich ein Töpfchen, bei dem als Belohnung Musik erklingt, wenn das Geschäft erledigt ist. 29,95 Euro – für diesen menschlichen Fortschritt ist der Preis doch geschenkt. Ich packe das Musiktöpfchen in den Einkaufswagen. Meine beiden kleinen Patensöhne sollen jede Hilfestellung kriegen, die das moderne Leben für die Herausforderungen des Alltags so bietet.



Susanne Leinemann

Warteschleife

Roman

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35418-0

Diana

Erscheinungstermin: November 2011

Von Affären, Heiratsanträgen und anderen Kleinigkeiten

Nie wieder Eintagsfliegen, beschließt Nina in einem Anflug von Torschlusspanik — und lässt kurz entschlossen eine vielversprechende Affäre vor der Haustür stehen. Keine unverbindliche Beziehung mehr, sondern einen Heiratsantrag, kein »Vielleicht«, sondern ein »Ja!«. Nina macht sich fit für einen Dating-Marathon. Und lernt die Spezies Mann von einer anderen Seite kennen

...